

Kunst und Leben.

Die Premieren der Woche. Paris. Odéon, „Le capitaine Fracasse“ von Emile Bergerat. Neapel. Mercadantetheater, „Fadette“ von Dario da Koffi. Berlin. Schauspielhaus, „Ein Königsidyll“ von Rudolf Lothar.

Das Theater in der Josefstadt hat nun wieder einen Erfolg, einen großen, großen Erfolg. Ein brillantes Stück wird brillant gespielt. Es heißt „Toledad“, ist von Fabrice Carré, deutsch von Viktor Léon und H. v. Waldberg, und hat eine pittoreske, farbige Musik von Edmond Audran. Niemals ist der heutige Zustand unserer Theater lustiger verspottet worden: man denke sich jene Capitel aus Nana, aber nicht in dem verdrießlichen Ton des predigenden Pedanten, sondern wie ein heiterer Philosoph die Sitten seiner Welt gelassen hinnimmt. Dazu die tolle Scene der Pfändung im zweiten Act und die Episode der immer schläfrigen Mélite, die sich so gern einmal ausruhen und von dem ewigen Duett, das jeder mit ihr singen will, erholen möchte — chanter la romance à madame, pflegen die Franzosen ja diese rhythmische Beschäftigung zu nennen. Glänzend ist Herr Maran; es ist bekannt, daß er aufgeregte Greise mit einer unbeschreiblichen Listernheit gibt, man kann nicht grazioser schön sein; aber jetzt hat er gezeigt, daß er auch zu charakterisieren weiß. Glänzend ist die alte Zigeunerin der Frau Pohl-Meiser. Noch sind Fräulein Léon und Fräulein Dworak zu loben, auch Herr Rauch, der discreter geworden ist und nach und nach die Manieren der Provinz zu verlieren scheint. Ein Fräulein Virag hat nicht gefallen; sie gilt in Deutschland als eine gute Soubrette, man sieht auch, daß sie Routine hat, doch läßt sie Temperament, Humor und Stimme vermissen. S. B.

Herr Teweke trat gestern zum zweiten Male — bei bis über die Hälfte reduciertem Humor — im Rainundtheater auf. Das Traurigste an seinem Spiel war zweifellos der Schwank, der ihm zuliebe gegeben wurde. Als ich vor zwei Wochen die Verschlechterung des Repertoires durch Herrn Teweke beschriftungsweise aussprach, rechnete ich gar nicht auf soviel Liebesswürdigkeit von Seiten des Herrn Directors. Er hat meinen Kritikerscharfsinn in ein allzu glänzendes Licht gesetzt. Er hat sich bemüht — wie es scheint, nur um mich nicht zu desavouieren — vom „Zweiten Gesicht“ des Herrn Blumenthal noch einen großen Schritt nach unten zu machen: zur „goldnen Spinne“ des Herrn Franz von Schönthan. Dieses Stück soll seinerzeit vor einem Berliner Publicum durchgefallen sein; gestern war es ein Wiener Publicum, das vor dem Stück durchfiel. Wenn harmlose Menschen über irgend einen dramatischen Unsinn aus Ueberzeugung lachen, dann schweige ich wie vor der Majestät eines Naturereignisses. Wenn aber eine verbildete Premièrenclique sich bei den gequältesten Scherzen und unmöglichsten Verwicklungen zu einem liberalen Lachen verpflichtet fühlt, weil das doch die Bühnentechnik des Herrn von Schönthan und der Herr von Schönthan doch bekanntlich ein Lustspieldichter ist — man merkt den plumpen Trugschluss — dann erwacht der junge Recensent in mir und bedauert, daß er nur den Richter und nicht auch den Henker spielen darf. Dann sehe ich gottseidank wieder jene Klust — das Theater überdeckt sie scheinbar so oft — welche zwischen uns Modernen und jener niedrigen Generation Deutschlands liegt, für die Herr Lindau der Claffiker war und jeder kleine Schwänkmacher beinahe in die Literaturgeschichte gehörte. Die gestrige Vorstellung lag ganz in der Tradition dieser Zeit; damit will ich sie nicht nur verurtheilen, sondern zugleich charakterisieren. Popziges Bürgerthum, idyllische Beschränktheit, deutsche Kleinstadt — auf diesem Niveau standen Stück, Darsteller und Regisseur. So ungefähr, auf diesem Niveau sich bewegend, stelle ich mir Lesekränzchen in Sachsen vor. Herr Straßmayer und Herr Naylor mußten ein geschraubtes Hochdeutsch sprechen, und Fräulein Niese einen Säugling mit den Worten liebkosen: Da seh' mal Einer den kleinen Schelm! Und was das Beste daran ist: das Stück soll, nach der Erwähnung der Josefstadt und St. Pölten zu schließen, für Wien localisirt sein.

„Der Löwenjäger“, den ich mir vor einer Woche im Theater an der Wien ansah, ist eine Operette mit relativen Vorzügen. Die Handlung ist wenigstens nicht ganz unvernünftig. Die Grundidee derselben, welche übrigens von den bescheidenen Librettisten Paul v. Schönthan und Leo Stein als „fremd“ bezeichnet wird, besteht in Folgendem: Ein Aufschneider, welcher sich öffentlich rühmt in Afrika Löwen gejagt zu haben und aus einer lebensgefährlichen Situation durch einen unbekannt Fremden befreit worden zu sein, findet seinen Meister in einem andern Aufschneider, der eben jener Lebensretter zu sein vorgibt. Die Scene, in welcher sich die beiden gegenübersehen, ist sehr wirksam, und der ganze erste Act, welcher zur Vorbereitung dieses Wizes dient, ist sehr geschickt aufgethürmt. Nur ist mit diesem Actschluss auch schon der dramatische Höhepunkt — wenn solche Worte in dieser Sache gestattet sind — überschritten, und alles Folgende kann nur die notwendigen, im voraus erkannten Folgen und damit den selbstverständlichen Weg zur Lösung bringen. Die beiden letzten Acte sind auch in der That

alles eher als unterhaltend. Dazu kommt, daß der Dialog und die Piederterte ganz humorlos sind. Hingegen ist die Musik von Georg Berö, soweit ich das beurtheilen kann, sehr nett. Unter den Darstellern fällt der junge und talentvolle Herr Werner, ferner Herr Lindau und der niedliche Knabe Fräulein Dirksen auf. Herr Josephi spielt den angebliehen Löwenjäger und Afrikareisenden mit seiner breitschulterigen Tüchtigkeit. Herr Blasel, der dessen Diener und Begleiter gibt, wurde vom Publicum beglückwünscht, als hätte er sich wirklich von einem andern Continent nach Europa herüber gerettet. Er kam allerdings aus der Leopoldstadt und der Region des Zauberers vom Nil. A. G.

Bücher.

A. Freiherr von Fircs: Egypten 1894. Geographische Verlagshandlung Dietrich Reimer (Hoeser und Bohsen.) Berlin 1895.

Von einem höheren preussischen Beamten auf Grund eigener Wahrnehmungen sowie sorgfältigsten Studiums der einschlägigen officiellen und privaten Publicationen verfaßt, gibt das vorliegende Werk in 14 Abschnitten eine bis ins Detail gehende Schilderung der gegenwärtigen Zustände des Nillandes; Recht und Gerichtsweisen, öffentliche und private Wirtschaft, Heeres-einrichtungen und Landeskultur, Finanzen und Geldwesen, die ganze Ordnung des staatlichen Lebens in ihrer Egyptian eigenthümlichen Verbindung orientalischer und europäischer Elemente sind in ruhig dahinfließender, sachlich trockener, aber darum den Verständigen doch immer anregender Darstellung mit gleichmäßiger Vertheilung des reichen Stoffes behandelt. Die Objectivität verläßt den Verfasser des Buches auch dort nicht, wo sie dem modernen deutschen Colonialpolitiker am ehesten zu fehlen pflegt, nämlich in der Beurtheilung Englands und seiner so bedeutungsvollen Thätigkeit seit der Occupation des Landes im Jahre 1882. Mag man auch bisweilen zwischen den Zeilen herauszulesen vermeinen, daß der Verfasser, wie die deutsche Bureaucratie überhaupt, kein Freund Großbritanniens ist, so wird man andererseits in jedem einzelnen Falle die großen Leistungen der englischen Administration gewissenhaft und gerecht gewürdigt finden. In Bezug auf die allgemeine Finanzlage Egyptens ist ja der Erfolg der englischen Occupation längst in ganz Europa anerkannt. Daß man aber auch für die eigentliche innere Verwaltung des Landes zu einem gleich günstigen Urtheile gelangt, das scheint mir das — wenn auch im Buche selbst unausgesprochen gebliebene — wichtigste Ergebnis der Studien des Verfassers zu sein. Im Polizei- und Gesundheitswesen, in den öffentlichen Banken und Verkehrsmitteln, vor allem aber in der Hebung der wesentlichen Produktionskraft des Landes, seines Ackerbaues, hat die anglo-egyptische Regierung in kaum mehr als einem Decennium Bedeutendes geleistet. Besonders, vielleicht zu ausführlich, verweilt der Verfasser bei der Darstellung der Heereskraft des Landes. Im allgemeinen scheint dem Verfasser die maritime Position Englands nicht genügend stark zu sein, um den Einbruch einer europäischen Macht in das Land zu verhindern; dagegen findet er die militärische Stellung Großbritanniens im Lande selbst, speciell in Kairo, trotz der nach festländischen Begriffen numerischen Schwäche der verfügbaren Kräfte weit mehr gesichert. Sie wird vor allem unterstützt durch die traditionelle Geschicklichkeit der Engländer in der Beherrschung colonialer Gebiete mit an Zahl geringem aber qualitativ hochstehendem Personale für Heeresdienst und Verwaltung, eine Thatsache, die Fircs auch für Egypten ausdrücklich feststellt. So gelangt man — vielleicht wider den Willen des Autors — auf Grund seiner vorzüglichen, durchaus auf eingehende Kenntnisse gegründeten Darstellung zu einem sehr fest bestimmten Urtheil über den Wert der englischen Occupation für den allgemeinen culturellen Fortschritt und wird dabei vielleicht auch zu einem politischen Urtheil über die wünschenswerthe Lösung der „egyptischen Frage“ gelangen. Sieht man aber selbst hiervon ganz ab, so bildet das Fircs'sche auch Buch nach vielen anderen Seiten hin reiche Belehrung. So erfahren insbesondere die vielgestaltigen Bevölkerungsverhältnisse sehr eingehende Erörterung, und zwar werden die einzelnen Rassen und Stämme, die das Land bewohnen, nicht nur statistisch erfasst, sondern es wird auch die Bedeutung jeder einzelnen Gruppe für die Gesamtcultur und ihr Antheil an dem wirtschaftlichen Leben und der staatlichen Ordnung sehr anschaulich beleuchtet. Schließlich muß man dem Verfasser besonderen Dank dafür wissen, daß er uns die ganze alte Geschichte des Landes erspart, dafür aber einen trefflichen Abriss der wenig bekannten neueren Geschichte Egyptens zusammengestellt hat.

Dr. J. N.

Ist das die Liebe? Kleine psychologische Erzählungen und Betrachtungen von Elsa Senijeff. Leipzig 1896. Verlag von Wilhelm Friedrich.

Das Auffallendste an diesem Buch ist eine in großen, gesperrten Lettern vorangedruckte Warnung: „Ich warne hiemit alle Unreife, Nervenschwachen und sonst alle zimperlichen Biedermänner mit engem Horizont vor der Lectüre dieses Büchleins. Die in diesem kleinen Büchlein geschilderten Episoden sind sehr ernst und wollen ernst genommen sein. Doch ist es keineswegs irgend eine tendenziöse Richtung, welche diese Skizzen verfolgen. Sie sind alle aus dem Leben genommen, demselben nachempfunden und mit Herzblut geschrieben.“ Man sieht den Zweck dieser Warnung nicht ein. Der Philister wird sich durch sie von der Lectüre nicht abhalten lassen. Sollen die anderen, die freien Leser gewonnen werden? Oder ist es nur eine kraftvolle Pose, ein vor schnelles, kampfbereites Aermelaufstreifen, mit der die Verfasserin eigentlich ihre Beängstigung verhillen möchte? Auch der Untertitel klingt etwas verächtlich. Man treibt schon zu viel Mißbrauch mit dem Wort Psychologie. Jeder Handlungshelfer ist heute „Psychologe“ und macht tiefe Beobachtungen an sich und seinem Chef. Dann erst die commiss-littéraires! — Aber diese Skizzen der bulgarischen Schriftstellerin sind wirklich psychologisch. Ihr Thema ist sexuell, oft sehr sexuell. Für eine Dame beweist das hohen Muth; es ist ihr immer ehelich um die Wahrheit zu thun. Man erfährt wieder, wie thierisch roh der Mann in der Liebe ist, daß die meisten Frauen idealisch sich nach einer reinen Verbindung sehnen. Dies zu beweisen wird eine Frau vorgeführt, die mit der weißesten Unschuld in die Ehe kam, aber an der Seite des derben, gierigen Gemahls verweilte.